

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 5

Artikel: Vater
Autor: Voigt-Diederichs, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vater.

Von Helene Voigt-Diederichs.

Hanna Witt und Fritz Jez waren sich gut, und da wurde nicht lange überlegt, ob die Seelen zueinander stimmten. Ein schlichtes, ernstes Wort, und die Sache war abgemacht. Nach acht Jahren waren sie so weit, daß sie heiraten konnten. Als sie Hand in Hand aus der Kirche traten und der Maiensonntag durch das Lindenlaub auf die grünen Gräber fiel, meinten sie, nun würde die schönste Zeit ihres Lebens kommen.

Und in gewisser Weise kam sie auch. Die beiden hatten sich ja lieb, und wenn sie sich plagten und mühten, so taten sie's doch in der eigenen Wirtschaft. Der harte Frondienst des Tages und der Nächte bleierner Schlaf ließen keine schlafmachende Sehnsucht nach einem anderen Leben wach werden.

Die kleine Bauernstelle warf so wenig ab, daß es kaum zum Sattwerden und Pachtzahlen reichte. Und wie oft kamen in den ersten Jahren dänische oder preußische und österreichische Soldaten und nahmen den letzten Bissen mit!

Bei Brot und Kartoffeln wuchsen die Kinder auf — die Buben frisch und arbeitslustig, flink und anstellig die Mädchen. Alle mußten tüchtig mit heran. Bald brauchte Mutter nicht mehr am frühen Morgen zum Melken hinaus auf die Wiese. Junge bloße Füße, denen das taunasse Gras keinen Schaden tat, nahmen es ihr ab. Und die alten halbblinden Ackergäule bekamen einen Lenker, der in seiner Jugendfrische schlecht zu ihrer Gemälichkeit paßte.

Berta, die älteste von den sieben Geschwistern, verließ die Schule, als der kleine Theodor vier Jahre alt und so auch schon aus dem Gröbsten heraus war. Da starben drei Buben und ein Mädchen an der bösen Halskrankheit, die fast in jedem Vorfrühling ins Dorf kam und ihre Opfer wollte.

Es gab viel Trauer und Weinen in der Sachsenburg, bis allmählich Zeit und neue Sorgen den Stachel stumpf machten. Und es hätte immerhin ja noch schlimmer sein, statt der vier hätten sieben kleine Gräber nötig sein können.

Mutter machte keinen Unterschied in ihrer Liebe zu den Geretteten. Aber Vater. Sein ganzes Herz hingte sich an Theodor. Nicht weil er jetzt einziger Sohn war, wie Mutter der Nachbarin gegenüber entschuldigend meinte.

Aus jener Nacht stammte es, in der Vater drinnen am Krankenbettchen kniete und eine zuk-

fende kleine Hand zwischen seinen Fingern hielt. Da wurde ein längst vergessener Gott hervorgesucht und geschrägen und gefleht um das Leben des röchelnden Kindes. Vier kleine Leichen trug man aus dem Hause, aber der Bauer folgte keiner einzigen. Es war ihm, als dürfe er nicht weg, bis der Tod seine ausgestreckte Hand zurückgezogen.

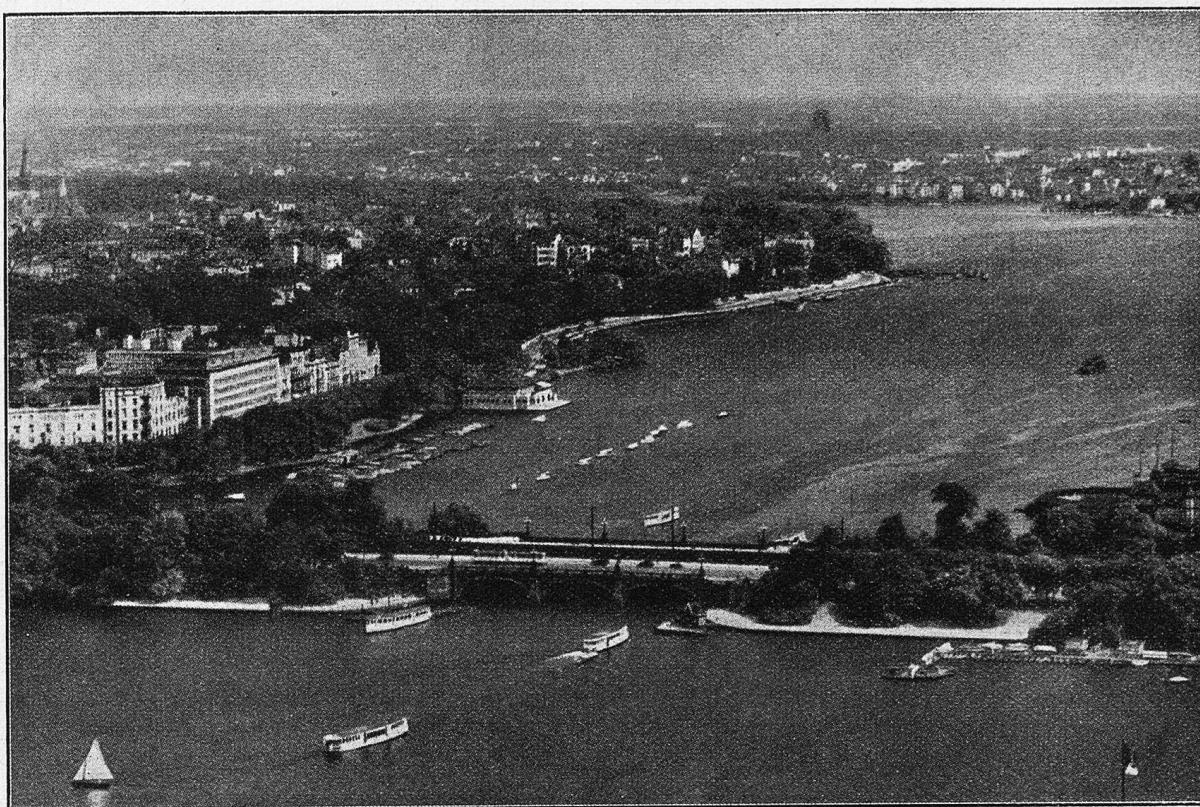
Theodor und zwei Mädchen hielten es durch, aber für Vater gab es von jetzt an eigentlich nur den Jungen. Berta und Dora blieben auch nicht lange mehr im Hause. Sie mußten sich früh in fremde Menschen schicken lernen. Das hielt nicht schwer. Arbeiten und gehorchen konnten sie und waren nicht daran gewöhnt, mit Handschuhen angefaßt zu werden.

Berta heiratete den Dorfschullehrer, einen Witwer mit vielen Kindern. Da ging Dora nach Hamburg und nahm dort einen Dienst an, bis nach ein paar Jahren ein schmucker Ewerführer sie zu seiner Frau machte. Nun wohnten sie in Blankenese im eigenen Häuschen. Mutter fuhr einmal hin und kam stolz und strahlend zurück. Sogar einen Balkon hatte Dora mit roten Girupsblumen und dem freien Blick auf den breiten Fluß. Und siebenunddreißig Stufen mußte man am Abhang hinaufklettern, wenn man ins Haus wollte ...

Theodor sollte nicht fort. Zeitlebens wollte Vater ihn bei sich behalten. Aber das paßte dem Jungen nicht. Er hatte das bewegliche Blut der Mutter und durchaus keine Lust, an der Scholle kleben zu bleiben.

Er schlich sich oft von Arbeit oder Spiel fort, hinaus auf die niedrigen Sanddünen und sah den Schiffen nach, die weit draußen im Meere hinzogen. In Sturm und Wetter stand er da, oder wenn die Mittagsglut über dem wogenden Wasser und den wogenden Feldern schief und die geköpften Pappelstümpfe so kurze, kolbenförmige Schatten auf das bleiche Binsengras warfen. Oder auch an Winterabenden, wenn der Mond in der Luft hing und auf die Eisgletscher am Strand grünsilberne Lichttropfen fielen.

Theodor bekam geradezu Heimweh nach der blauen, endlosen Meeresferne. Drei Monate nach seiner Einsegnung verschwand er und kam erst nach sechs oder sieben Jahren im blauen Matrosenzeug mit flatternden Mützenbändern und offener, braunroter Brust zurück.



Hamburg. Lombardsbrücke und Außenalster.

Mutters Haar war schwarz und glänzend geblieben und sie selber flink und gesprächig wie immer. Nur ihre Augen hatten kleine rote Adern bekommen und waren etwas tiefer in den Kopf gesunken.

Vater brachte das Saugfüllen zum Pferdemarkt in die Kreisstadt und konnte erst spät am Abend zurück sein.

„He is noch fühnſch up di, Thete, wil du em utneit häſt. Ik häw jümmer seggt: „Vater, lat den Jung duch.“ Alwers mit em wär ja rein nix uptostelln. Wenn du schrewn häſt, hätt he din Breefen ni leſen wollt und wenn de Lüd na di fragt häwt, hätt he de Kupp schüddelt und sit ümdreihet . . .“

Theodor ging den Weg entlang, den Vater kommen mußte. Am Kreuzweg sprang er auf ein bankartiges Gerüst und setzte sich zum Warten zwischen die blechernen Milchkannen, die der Wagen der Genossenschaftsmilcherei abholen sollte. Hinter ihm auf dem Knick wuchs Strauchwerk von blühenden Ebereschen. Die gelblich-weißen Dolden berührten seine Schläfen.

Er saß lange. Und schließlich sah er einen weißhaarigen, gebeugten Mann kommen, der

langsam die müde, traurige Stute am langen Zügelende nachzog.

„Vadder . . .“

Theodor sprang hinunter in den staubigen Weg, und der Alte hob die wimperlosen Lider. Zweifelnd sah er den jungen Matrosen an, der in der roten Abendglut vor ihm stand.

„Thete! . . .“ Er ließ den Zügel fallen und hob die Hand. Aber plötzlich wurde sein aufleuchtender Blick streng und anklagend. „Wat willst du? . . .“

Theodor sah dem Alten nach, der starr und stumm weiterzog.

Nachher gingen Mutter und der Junge an den Strand. Vater saß mit seiner kalten Pfeife auf der Bank unter der blühenden Kastanie, sah den Schwalben zu, die unter dem vorspringenden Pappdache des Schuppens ihre Nester hatten, und dachte an jenen Morgen, an dem seine Frau gekommen war: „Thete is de ganze Nacht öwer ni in't Hus wesen . . .“ Solcher Kummer und solche Enttäuschung bleiben haften.

Vater konnte in der Nacht nicht schlafen. Erst als er mit sich einig war, dem Sohne beim Gutenmorgensagen die Hand zu geben, fielen ihm die Augen zu.

Als er am Morgen den Knebel seiner stählernen Uhrkette durchs Westenkopfloch zog, kam Hanna herein.

„Thete is vumorgn int Schummern all weller torüg gahn na sin Schipp. Wenn du duch nix vun em weten willst, hätt he keen Smack darup, hier in't Hus herüm to liggn...“

„Hätt he ni seggt, dat du mi gröten schullst?“ fragte Frix Jeß mit aufsteigender Angst.

„Nee, wo schull he dat? Du häft em jo ni mal Gudndag seggt...“

Von dieser Stunde an schien der Bauer fast vergessen zu haben, daß er einen Mund hatte. Nur der Knecht bekam die notwendigsten Anweisungen. Marie, Bertas Stieftochter, war schon einige Wochen im Hause, ohne ein Wort von dem Alten gehört zu haben.

Mutter gewöhnte sich daran, auf ihre Fragen keine Antwort mehr zu bekommen. Sie tröstete sich mit ihrem Gemüsegarten. Jetzt hatte sie nicht nur Zeit, ihn ordentlich zu bestellen, ihr blieb auch noch Ruhe, sich über die keimenden Sämereien zu freuen. Und die Erbsenbeete ließen auch viel besser auf, seitdem jemand da war und die Spaziken verjagte.

Nach sieben Monaten legte der Postbote außer dem „Schleiboten“ noch einen Brief draußen auf die Futterkiste. Er kam von Theodor aus Südamerika und war nach alter Weise an Mutter gerichtet. Aber diesmal wurde nicht wie früher Vaters Name darin genannt. Ein Bild lag dabei, das einen hellhaarigen Matrosen und ein schönes dunkles Mädchen vorstellte.

„Wenn du diesen Brief liest, ist sie schon meine Frau,“ schrieb Theodor. „Wir bleiben in Montevideo wohnen...“

„O nee, sun smucke Mäten,“ sauchzte die Alte mit ihrer hellkreischenden Stimme und wollte ihrem Manne das Bild zeigen. Der lehnte mit dem Rücken an der warmen Ziegelseinverkleidung des Ofens und schüttelte dumpf und mürrisch den Kopf. Dann ging er langsam hinaus, dem Knechte beim Häckselschneiden zu helfen. Aber vorher passte er noch auf, wohin Hanna das Bild legte.

Abends in der Dämmerung ging Mutter fort. Sie hatte Vaters lange Stiefel an, denn der Schnee lag zu hohen Bänken zusammengeweht zwischen den Knicks und durch mußte sie. Beim Schullehrer war vor ein paar Wochen ein kleines angekommen und noch immer lag Berta schwer krank.

Frix Jeß zündete die schwitzende Petroleum-

lampe an, schob das blauweiße Wachstuch vom Tisch und holte das Bild aus dem Nähkasten. Ganz flüchtig nur glitt sein Blick über das Mädchen, aber er blieb wohl eine Viertelstunde an dem Matrosen hängen.

Der Alte stand auf, holte Papier und Tinte und wollte schreiben. Aber die ungeübten Gedanken und die ungeübten Finger gehorchten nicht mehr. So konnte nichts aus dem Briefe werden. Das Bild kam wieder an seinen Platz zurück, doch erst in dem Augenblick, wo Mutter draußen auf der Tenne den geballten Schnee von den Füßen stieß.

Der Sommer kam. Man konnte aus dem Stufenfenster sehen, wie sich die zackigen Disteln allmählich über die spitzen Gerstenhalme hoben und wie der grüne Kranz des Schneeglöckchenbeetes von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpfte.

Mutter ging manchmal zu einer Nachbarin, aber Vater verließ den Hof nicht. „He is en beten wunnerli,“ sagten die Leute und hoben die Hand an die Stirn, wenn von ihm die Rede war.

Abend für Abend holte der Alte aus dem wohlverschlossenen Eichenspind ein Fernrohr, das er in jungen Jahren aus der Schlacht bei Tondt heimgebracht. Damit kletterte er auf den sandigen Hügel und spähte auf das Meer hinaus.

Am liebsten tat er das bei sonniger Luft an den durchsichtigen Herbsttagen, wenn die Welt so unendlich groß schien und jeder Ton etwas feierlich Hallendes hatte. Jedes Ruderboot und jeder segelbehängte Fischerkahn wurde betrachtet. Zuweilen zog auch ein leuchtender Frachtdampfer von Dänemark her auf den fernen Kieler Hafen zu. Oder da, wo der hohle Himmel sich auf das blaustrahlende Wasser legte, erschien der helle Körper eines Kriegsschiffes mit der schwarzen, flatternden Rauchfahne über sich.

... Und dann dachte er an Theodor und an die dumme Feder, die nicht über das Papier zu bringen war.

Fünf stille, einförmige Jahre. „Meine Theresa ist gestorben,“ hieß es dann in einem Briefe von drüben. Mutter weinte — so wie damals, als der alte Kaiser starb, den sie nie gesehen und doch so geliebt hatte. Vater blieb ganz gleichgültig.

Nach einigen Monaten schrieb Theodor wieder. „Ich will zurück nach Deutschland. Das Fieber sitzt auch in mir, und wenn sie mich hier in die Erde legen, wer kümmert sich dann um Ju-

nito? Und nun quält es mich doch, daß du meinst, Vater würde es nicht mehr lange machen . . ."

"O, hier wüllt wie em wull torecht kriegen!" kreischte Mutter und machte einen Freuden-sprung nach dem anderen. Dann tauschte sie ihre Pantoffeln um, die immer zum Wärmen am Herde standen. Wenn nur die Füße warm waren, fühlte sie sich jung wie ein Mädchen von sechzehn Jahren. Mit dem Husten war's ja so viel besser geworden, seit sie das Katzenfell auf der Brust trug . . .

Absichtlich verzog Vater die Mundwinkel, wenn er seine Frau in Garten und Haus umherwirtschaften sah. „Du hust wull unklok, Olsche“ — so viel hatte er seit Monaten nicht gesagt.

Mutter war ganz glücklich darüber. Sie weifte jetzt in der Dachkammer die Wände. Das heißt, eigentlich bekamen sie eine rechte Himmelssfarbe, denn vor lauter Hast und Aufregung war zu viel Blau in den Kalleimer gekommen. Buntblumige, brettsteife Gardinen wurden vor das lukenartige Fenster gehängt.

Lieber Herrgott, was tut man nicht für einen Sohn, der nach Hause kommt!

Aber statt seiner kam nach einigen Wochen nur ein Brief, gerade als der Kastanienbaum vor der Haustür seine hellen Freudenlichter aufsteckte. Den Brief hatte Dora geschrieben.

„Seid man nicht traurig, liebe Eltern, Theodor ist auf der Reise tot geblieben. Er war schon all die letzte Zeit dicht vor, sagte der Mann, der uns das Kind hergebracht hat. Fünf haben wir auch, aber einerlei, wir wollen ihn rechnen wie unser eigenes . . .“

Diesmal weinte Mutter den ganzen Tag, und als sie Vater den Brief vorlas, brach ihm das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Zähnen durch.

„Nu liggt he deep int Water,“ sagte er nachher zu der schwarzgelben Katze, die in der Trauerschreie saß und auf Sperlinge lauerte.

Ende Juli, eben vor der Roggenernte, wollte Dora kommen. Der Knecht mußte sie im einspännigen Stuhlwagen von der Bahn holen.

Mutter nahm sich zusammen. Man sitzt doch nicht und flennt, wenn man auf Besuch wartet. Als sie in den Garten ging, ein paar rote Nelken für die henkellose Tasse zu holen, humpelte Vater mit dem Fernrohr in der Hand dem Strand zu. Langsam kam er zurück, nachdem er den Wagen schon eine gute Weile hatte rollen hören.

Auf der Lehmdiele kam ihm Dora entgegen. „Kiel, Badder, dat 's Thete sin!“ sagte sie und zeigte auf den kleinen schwarzaarigen Buben, den sie an der Hand führte.

„Thete sin?“ Der Alte starrte einen Augenblick verständnislos in die nachtdunklen Kinderäugen. Dann dämmerte es ihm — ach ja, ein Kind war dagewesen. Aber wie fremd und scheu es aussah!

Mutter mußte nach dem Kaffee sehen, der in der Küche auf dem Dreifuß stand. Dora ging mit. Das Kind wollte lieber im Zimmer bleiben und mit der Katze spielen.

„Wat is Badder old wordn!“ meinte Dora draußen in der Küche.

„Jo, he is rein so kümmerli — dat mit Thete hätt em ok 'n böse Stot gewn. Und en beten plegen lött he sik ja absolut ni . . .“

Matt und hinfällig saß Vater im Lehnstuhl und beobachtete den Jungen. „Johann“ hatte Dora zu ihm gesagt. Damals im Briefe hatte doch etwas anderes gestanden.

Nein, kein Zug von Theodor. Allein schon das schwarze Haar! Das Sonnenlicht fiel darauf und machte es fast noch dunkler. Leise sprach das Kind mit der Katze. Die Töne kamen so tief aus der Kehle, und nur ganz selten war ein richtiges plattdeutsches Wort herauszuhören.

Vater lehnte sich zurück und versuchte sich seinen Theodor im gleichen Alter vorzustellen. Dann kam es: damals als er nach der Halskrankheit zum erstenmal aufstehen und in die Stube kommen durfte. Matt und unsicher trippelte er umher. Sein Gesicht mager und so weiß, wie die aufrechtstehenden Halstuchzipfel. Neugierig sah er von Stuhl zu Stuhl, rieb mit den Fingern an der Kalkwand und malte dann damit auf seinen dunklen Höschen. Nun stand er da ja wieder vor den Laubfröschen im grünen Glashafen und hob den großen Apfel ab, der darauf lag . . . ob er die schwarzen Haare und das viele Heimweh in den Augen denn in der Krankheit bekommen hatte?

Nun, vielleicht weil er so lange weg gewesen war. Die Sonne hatte es wohl getan und die Sehnsucht. O gottlob — da stand er ja wieder als kleines Kind und konnte von vorn anfangen und werden, was er werden wollte . . . und Vater konnte den müden Kopf hinlegen und frei und leicht sterben . . .

„Thete . . .“

Der Alte streckte die kraftlosen Hände nach dem Kinde aus. Das sah verwundert auf, näherte

sich um zwei Schritte und trat dann wieder einen zurück, bis es weiter vorkam und zuletzt zaghaft auf die Knie des alten Mannes kletterte.

Schüchtern fingen weiche, kleine Hände an, die welken Wangen zu streicheln und die erste von tausend ungeweinten Tränen hervorzulocken.

Mutter und Dora waren ganz verblüfft, als sie mit Kaffee und Kuchen hereinkamen und Vater ihnen warnend und beschwichtigend die Hand entgegenhob. Sein Gesicht hatte einen freien, heiteren Schimmer, wie er so dasaß und auf das schlafende Kind niedersah.

„Mudder, Thete is wellerkamen. Ik häw dat ja wüft un jede Dag na em utklett. Und da kam en und sä, he wär dot...“

Den ganzen Abend blieb er sitzen, bis Dora kam und das Kind ins Bett brachte. Da beugte

er sich ein wenig vor und sah still und glücklich den Weg entlang, der durch das hohe Roggenfeld dem Strande zuführte. Matt und schlaftrig spielte die Luft mit den reisen Ähren. Zuweilen ließen sie ein wenig Meeressblau durchschimmern oder ein paar rotüberglühte Schiffsssegel. Und Thete sollte nie mehr heimlich da hinunter müssen...

Die Frauen saßen im Garten und sprachen davon, daß Vater doch schon wirklich ein bißchen schwach im Kopfe würde. Dann gingen sie ins Zimmer zurück und Dora legte eine Handvoll gelber Stachelbeeren vor den Träumenden auf das Fenstersims.

„Magst ni eten, Vadder?“

„Nein, er möchte nicht. Er war da, wo man nicht mehr zu essen braucht.“

Das Lied.

Kein Segel lebt auf dem blanken Meer,
Wildgänse rudern aus Norden her,
Der Wolke freie Wandergesellen
Trompeten über den weiten Wellen.

Von den Dünen herab, wo dem wehenden Sand
Die Distel trokt, übern einsamen Strand,
Wo der Tütvogel läuft und die Möwen jagen
Und des Klippers versandete Rippen ragen,

Halt dich still, Lauscher im Grund!
Die Freiheit singt aus Kindermund
Ihr Lied, darunter die wundervollen
Ewigen Meerakkorde rollen. Gustav Falke.

Vom Dünenkamm singt des Schifffers Kind
Seine junge Lust laut in den Wind,
Ein altes Lied, das die Mütter schon sangen,
Und die Väter, die draußen ins Grab gegangen.

Das klingt wie Sturm, wie der Wildgänse Schrein,
Ein Wikingerhorn dröhnt hell darein,
Schwertschlag, Schildklang und der Wellen
Brausen, die stürzend am Strand zerschellen.

Die Stiefel des Strandwäschers.

Eine Seemannsgeschichte von Holger Drachmann.

Ole Nyensen begann zu erzählen:

„Es sind schon an die dreißig Jahre her —, damals gab es noch Dorsche im Fahrwasser, nicht nur Schelffische. Da war ich denn draußen im Boot mit Jens Split und Hans Bunke, der später in Amerika ertrunken ist. Wir hatten schon mehrere Dutzend Dorsche im Boot, da zog es auf einmal die Leine ganz straff hinunter.“

„Nun, zieh' doch an!“ sagte ich zu Jens.

„Ist das aber schwer,“ meinte er. „Was mag es wohl sein?“

Er zog an, ich aber richtete den Trog zurecht, in den die Angeln gelegt werden sollten, denn ich meinte, es wäre ein sehr großer Dorsch.

„Schau einmal, ist das ein Kerl!“ sagte Jens, der das Netz eingezogen hatte.

Ich hob den Kopf und spähte hinaus auf die Wasserfläche.

Da kam zuerst ein gebogener Arm mit einer Hand zum Vorschein, dann wurde die Brust und ein Stück vom Kinn sichtbar. Plötzlich aber sanken Brust und Arm wieder ins Wasser zurück, denn eine zweite Angel hatte sich weiter unten in die Hose festgehaftet, und es tauchten nun ein Paar Stiefel auf, gerade gegen die Bootsseite zu.

Ich riet Jens, die Leine langsam einzuziehen. Und nun kam der Mann zum zweitenmal an die Oberfläche, steif und lang; er stand fast aufrecht im Wasser.

Wir zogen an, packten ihn und schleppten ihn in den vorderen Teil des Bootes. Dort richteten